Mit besten Weihnacht- und Neujahrsgrüßen
W. A.
24. 12. 195

Sonderdruck!

MEDIZINISCHER
MONATSSPIEGEL
Eine Zeitschrift für den Arzt
HERAUSGEBER: E. MERCK, CHEMISCHE FABRIK, DARMSTADT

HEFT 8 · DEZEMBER 1952

Ärzteweihnachten und -silvester

Eine medizingeschichtliche Umschau

Von Prof. Dr. WALTER ARTELT, Frankfurt a. M.

Am 31. Dezember 1760", steht unter der Vorrede einer der klassischen Schriften der Medizingeschichte, deren umständlicher Titel „Inventum novum ex percussione thoracis humani ut signo abstrusos interni pectoris morbos detegendi" erkennen läßt, daß es sich hier um etwas Neues handelt, für das noch die Begriffe fehlen. Der Wiener Arzt Leopold Auenbrugger gibt in knappen, prägnanten Leitsätzen die von ihm erfundene Perkussion bekannt. Das bedeutungshafte Datum unterstreicht das Besondere des schmalen Schriftchens, das der inneren Medizin neue Wege weisen sollte. Freilich nicht schon in dem Jahre, das dem Silvestertage folgte, wie der Autor wohl gehofft haben mag, sondern erst ein knappes halbes Jahrhundert später, als Napoleons Leibarzt Corvisart sich zu seinem Wegbereiter machte.

Die Jahreswende ist eine Zeit rückschauender Besinnung und vorausblickender Entschlüsse. So entscheidet sich 22 Jahre später der junge Arzt Ernst Ludwig Heim, Kreisphysikus in Spandau, um die Mitternachtsstunde des neuen Jahres 1783 „in stiller, nächtlicher Unterhaltung" mit seinem Freunde Stubenrauch, jene Berliner Praxis zu beginnen, die ihn in fünf Jahrzehnten zum populärsten Arzte der Hauptstadt machen sollte. Nach zwei Jahren, Silvester 1784, schreibt er einen Rechenschaftsbericht in sein Tagebuch, getragen von Gottvertrauen, froher Zuversicht und Zufriedenheit: „Was ich am Schlusse des vorigen Jahres von der Vorsehung erbat, mir nämlich so viel zutheil werden zu lassen, als ich zum Lebensunterhalt gebrauchte, ist erfüllt worden. Ich habe in diesem Jahre mit den Meinigen keinen Mangel gelitten, vielmehr Überfluß in allem gehabt. Mit meinen Einkünften bin ich vollkommen zufrieden. Meine Frau und Kinder haben einer guten Gesundheit genossen. Die Zahl meiner Freunde hat sich vermehrt. Als Arzt bin ich hinreichend beschäftigt gewesen, meine Kenntnisse habe ich in vielen Stücken erweitert, in meinen Curen habe ich fast kein Unglück, wohl aber viel Glück gehabt. Alle diese großen Wohlthaten, so mir Gott erzeigt hat, erkenne ich mit dankbarem Herzen. Der Verlust der Hofmedicusstelle bei der Prinzessin Amalie hat mir keinen Schaden gethan. Mein Einkommen hat darunter nicht gelitten, und an den Kranken habe ich nicht bemerkt, daß sie mir dieses Unfalls wegen geringeres Vertrauen schenkten. Für meine Person aber habe ich offenbar gewonnen, denn ich schicke mich für keinen Hof, ich habe dazu nicht Politur genug. Besser passe ich für gemeine, gutdenkende Menschen, die in mir den Arzt zu schätzen wissen, ohne einen feinen Mann zu verlangen. Mag mich der Himmel ferner

vor allen Höfen bewahren! — Selle und Stosch werden mir wol nie ganz gewogen werden. Beide haben eine weit stärkere und einträglichere Praxis als ich und glauben mich noch weit unter sich zu sehen. Ich begehre aber als Arzt kein besseres Glück als mein jetziges; Gott weiß, daß ich keinem meiner Collegen das seine beneide, ihm vielmehr allen Segen wünsche! So gut, als ich mich jetzt hier stehe, habe ich in Spandau nie gestanden, würde es auch nie dahin gebracht haben. — Gott erhalte mich nur wie bisher gesund." — Glücklichere Zeiten? Nein, glücklicheres Temperament.

Wie anders sah sein späterer Berliner Gegenpol Hufeland die gleiche Welt, Hufeland, der Hofmann, würdevoll und gemessen, kränkelnd und grämlich: „Mursinna sagte mir einst: «Sie sind der glücklichste Mann, haben die schönste Frau, die schönste Equipage, das reichste Einkommen» — und dennoch fühlte ich mich innerlich unglücklich! Mein Geist konnte nicht mehr der Wissenschaft leben, meine literarischen Arbeiten lagen darnieder, für das Lehramt konnte ich fast gar nichts tun, und selbst mein Kopf ging durch die arge praktische Zerstreuung unter, meine Gesundheit fing an, durch die übermäßigen Anstrengungen zu leiden."

Wenn die Jahreswende 1782/83 Heims Schicksalsstunde war, so entschied sich Hufelands Geschick Weihnachten 1800. Am 24. Dezember 1800 unterschrieb Friedrich Wilhelm III. seine Berufung nach Berlin als Direktor des Collegium medico-chirurgicum. Er wurde Leibarzt und erster Arzt der Charité mit 1600 Talern Gehalt. Die schwersten Stunden als Arzt aber erlebte Hufeland in der Weihnachtszeit des Jahres 1806. Im Oktober hatte er die königliche Familie auf der Flucht nach Königsberg begleiten müssen, und vor den Weihnachtstagen war auch die Königin Luise an Typhus erkrankt. „Sie lag sehr gefährlich darnieder," so lautete der Bericht in Hufelands Autobiographie, der über die Weihnachtstage selber kurz hinweggeht, „und nie werde ich die Nacht des 22. Dezember vergessen, wo sie in Todesgefahr lag, ich bei ihr wachte und zugleich ein so fürchterlicher Sturm wütete, daß er einen Giebel des alten Schlosses, in dem sie lag, herabriß, während das Schiff, welches den ganzen noch übrigen Schatz und alle Kostbarkeiten enthielt, auf der See war. Indes auch hier ließ Gottes Segen die Kur gelingen, die Kranke fing an, sich zu bessern. Aber plötzlich kam die Nachricht, daß die Franzosen heranrückten. Sie erklärte bestimmt: «Ich will lieber in die Hände Gottes als dieser Menschen fallen.» Und so wurde sie den 8. Januar 1807 bei der heftigsten Kälte, bei dem fürchterlichsten Sturm und Schneegestöber in den Wagen getragen und 20 Meilen weit über die Kurische Nehrung nach Memel transportiert. Wir brachten 3 Tage und 3 Nächte, die Tage teils in den Sturmwellen des Meeres, teils im Eise fahrend, die Nächte in den elendesten Nachtquartieren zu."

Als Hufeland 1836 die Augen schloß, hatte in Frankfurt a. M. der junge Arzt Heinrich Hoffmann zu praktizieren begonnen, dessen Lebenserinnerungen uns wieder in eine Welt Heimscher Prägung versetzen. Hoffmann ist als der Begründer der 1864 vollendeten Frankfurter Irrenanstalt, die zu den besten ihrer Zeit gehörte, in die Medizingeschichte eingegangen. Der Welt aber wurde er der „Struwwelpeter"-Hoffmann, der Mann, der eines der bekanntesten Kinderbilderbücher aller Zeiten geschaffen hat. Den Anlaß dazu gab das herannahende Weihnachtsfest des Jahres 1844. Hoffmann durchsuchte die Buchhandlungen nach einem Bilderbuch für seinen dreieinhalbjährigen Sohn und fand nichts, was ihm geeignet schien. So beschloß er, selber ein Bilderbuch zu machen, und kam mit einem leeren Schreibheft heim. Wie es weiter ging, mag er uns selber schildern.

„Ich machte mich nun in freien Stunden ohne viel Vorbereitungen ans Werk, hatte aber leider nicht bedacht, daß die Arbeit viel Zeit und Mühe erforderte, und mehrmals verwünschte ich es, die Geschichte angefangen zu haben. Ich hatte zu den Versen und den Zeichnungen dieselbe Feder und dieselbe gewöhnliche Tinte benutzt; als ich nun an das Kolorieren ging, flossen die Konturen in die Farben. Nun, was tat es! Es mußte fortgefahren werden! Damals hielt ich fest an dem Grundsatz: Begonnenes muß fertig gemacht werden! Ich hatte schon öfters im Leben unangenehme Folgen des Gegenteils

an mir selbst erlebt. Die Bilder zeichnete ich leicht in flüssiger Weise, und die kindlichen Verse fügten sich folgsam in kecken Reimen einer an den anderen, und so ward das Ganze fertig. So ganz aus der Luft gegriffen war übrigens die Geschichte doch nicht, ein und das andere war doch auf praktischem Boden aufgewachsen, so namentlich der Hauptheld. Als Arzt bin ich oft einem störenden Hindernis bei der Behandlung kranker kleiner Kinder begegnet . . . Sowie der Doktor an das Bett des kleinen Patienten tritt, weint, brüllt, schreit dieser mörderlich. Wie soll man da die Temperatur prüfen, wie den Puls fühlen, wie den Leib betasten! Stundenlang dasitzen und abwarten, bis der Tumult sich gelegt hat und der Ermüdung gewichen ist, kann man auch nicht! Da nahm ich rasch das Notizbuch aus der Tasche, ein Blatt wird herausgerissen, ein kleiner Bube mit dem Bleistift schnell hingezeichnet und nun erzählt, wie sich der Schlingel nicht die Haare, nicht die Nägel schneiden läßt; die Haare wachsen, die Nägel werden länger, aber immer läßt er sich dieselben nicht schneiden, und immer länger zeichne ich Haare und Nägel, bis zuletzt von der ganzen Figur nichts mehr zu sehen ist als Haarsträhne und Nägelklauen. Das frappiert den kleinen Desperaten derart, daß er schweigt, und mittlerweile weiß ich, wie es mit dem Pulse steht, wie seine Temperatur sich verhält, ob der Leib oder die Atmung schmerzhaft ist — und der Zweck ist erreicht. Als das Buch fertig war bis auf das letzte Blatt, da war auch mein Bilderschatz zu Ende. Was sollte ich nun auf dies letzte leere Blatt bringen? Ei nun, da setzen wir den Struwwelpeter hin! So geschah es, und deshalb stand dieser Bursche in der ersten Auflage des Buches auf der letzten Seite. Aber die Kinderwelt traf das Rechte und forderte das Buch einfach: «Ich will den Struwwelpeter!» Nun rückte das Blatt auf den Ehrenplatz vorn, und der frühere Titel machte dem jetzigen Platz. Also hieß es auch hier: «Die Letzten sollen die Ersten werden!» Das Originalexemplar kam auf den Weihnachtstisch, mein Söhnchen hatte seine helle Freude daran.“ So ist das Bilderbuch, dessen erste Auflage Weihnachten 1845 erschien und das seitdem in Millionen von Exemplaren in vielen Sprachen in aller Welt verbreitet wurde, erwachsen aus der vorweihnachtlichen Umwelt eines praktischen Arztes, der ein guter Psychologe war.

Ärztliche Praxis und medizinische Wissenschaft stehen auch in den Weihnachtstagen selber nicht still. Aber das Berufsgeschehen erscheint hier in einem besonderen Licht. Es hebt sich ab aus dem gleichmäßigen Strom alltäglicher Arbeit. Weihnachten 1871 schreibt eine der ersten deutschen Medizinstudentinnen, denen damals die deutschen Universitäten noch verschlossen waren, Franziska Tiburtius, aus Zürich an ihren Bruder: „26. Dezember 1871. Zweiter Weihnachtstag. Eine eigentümliche Festfeier habe ich diesmal gehabt; aber es war ein Fest. Sinclair [eine Kommilitonin] und ich waren in den Präpariersaal bestellt; es ist wenig Material da, und es ist ein Vorzug, gerufen zu werden. Außer uns nur ein paar Russinnen, die in einer anderen Ecke des Saales arbeiten. Die Leiche einer alten Frau lag vor uns. Sie hatte sicherlich ein kümmerliches, hartes Leben gehabt, — sonst wäre sie ja eben nicht dort gewesen. Ein schönes Altfrauengesicht, die geheimnisvolle Majestät des Todes und der stolzen Ruhe nach hartem Kampf lag auf den Zügen, — das Antlitz einer siegreichen Königin, vor der man sich beugt. Ich habe ihr innerlich abgebeten, was ich tun mußte; Sinclair und ich haben kaum ein Wort gesprochen. Da erschallte die prachtvolle Altstimme des Frl. von Oelsnitz aus der andern Ecke des Saales; sie sang bei der Arbeit schwermütige russische Volkslieder in Moll; es paßte zu der Stimmung; ich bin selten so andächtig gewesen.“

In den gleichen weihnachtlichen Tagen ist in einem kleinen Landstädtchen der Provinz Posen, in Rakwitz, der 28jährige Arzt Robert Koch damit beschäftigt, die schriftlichen Aufgaben zu lösen, die ihm als Anwärter auf eine Kreisphysikusstelle vorgelegt worden waren. Am 29. Dezember 1871 kann er seinem Vater schreiben, daß die Arbeiten fertig sind. „Die größte Mühe habe ich mir ja dabei gegeben und hoffe ja, daß sie den gestellten Anforderungen genügen werden.“ Sie werden trotz formeller Beanstandungen für gut befunden, Koch besteht auch die mündliche Prüfung in Berlin und siedelt im Frühjahr 1872 als Kreisphysikus nach

Wollstein über. Hier beginnt Weihnachten 1875 eine Untersuchungsreihe, die weitreichende Folgen haben sollte, für ihren Urheber sowohl wie für die Medizin. Am 23. Dezember beschafft sich Koch von einigen an Milzbrand verendeten Rindern ein Fellstückchen, in dem einige kleine Blutgefäße zu erkennen sind, und impft einem Kaninchen 1/50 Tropfen des Bluts in Rücken und Ohr. Kochs Biograph Bruno Heymann schildert den Fortgang nach Kochs eigenen Aufzeichnungen: „Bereits am Nachmittage des folgenden Tages «bekömmt das Thier, nachdem es noch kurz vorher gefressen hatte, Krämpfe und starb sehr rasch (nach der Impfung 24 Stunden)». In aller Eile — der Weihnachtsabend dämmert schon heran — amputiert er das geimpfte Ohr, schneidet die geimpfte Stelle der Rückenhaut heraus, legt beide in Spiritus ein, stellt «in dem noch frischen Blute aus dem Ohrenstumpfe» die Anwesenheit von «Bakteridien in mittlerer Zahl» fest und darf nunmehr beruhigt die Sektion bis zum Morgen verschieben.

In der friedlichen Stille des ersten Feiertages versenkt er sich mit ungewohnter Muße in die Untersuchung aller Organe des verendeten Tieres, findet, daß die Leisten- und Ohrdrüsen der geimpften Seite «zahllose Bakterien enthalten, von denen sie ganz ausgestopft sind», und impft ein neues Kaninchen mit dem Inhalt der Leistendrüse auf beiden Hornhäuten.“ Der Fortgang dieser Untersuchungen enthüllt die Ätiologie des Milzbrandes. Am 30. April 1876 findet die denkwürdige Demonstration Kochs vor Ferdinand Cohn in Breslau statt. Kochs Aufstieg bahnt sich an.

Immer wieder sehen wir den Physikus Koch die Ruhe der Weihnachtstage und der Jahreswende für die wissenschaftliche Arbeit nützen. Wichtige Briefe werden geschrieben, am 25. Dezember 1876 an die optische Firma Seibert und Krafft in Wetzlar mit einer genauen Beschreibung der von ihm gewünschten Mikroskopzubehörteile, am 25. Dezember 1877 mit einem Arbeitsbericht an Cohn nach Breslau, am 26. Dezember 1877 an den Physiologen Fritsch in Berlin. Die folgenden Tage gehören wieder der wissenschaftlichen Arbeit selber, am 30. und 31. Dezember 1877 beendet er die Untersuchungen an der Leiche eines an Fleckfieber verstorbenen Patienten, die er vierzehn Tage zuvor begonnen hatte. Die Aufzeichnungen schließen am Silvestertage: „31/12 Haut auf Flächenschnitten bei guter Beleuchtung untersucht. Die Gerinnselbildungen in den Hohlräumen bestehen meistens aus gleichgroßen, schwach gefärbten, sehr kleinen Kugeln, welche ganz das Aussehen der Mikrokokken haben. An einem Stück lag auf der Epidermis eine Gruppe großer Mikrokokken.“ Am 31. Dezember 1878 entsteht wieder ein brieflicher Arbeitsbericht an Cohn.

Um die gleiche Zeit aber beginnt das 1876 eingerichtete Kaiserliche Gesundheistamt in Berlin seine Basis zu erweitern. Am ersten Weihnachtsfeiertag 1878 bringt der Medizinalrat Finkelnburg, Abteilungsleiter des Amtes, eine Eingabe zu Papier, in der er zehn außerordentliche Mitglieder vorschlägt, unter ihnen Pettenkofer. In einem Ergänzungsvorschlag vom Januar 1880 wird auch Koch genannt. Aber das erübrigt sich, im Juli 1880 tritt Koch als ordentliches Mitglied an die Stelle des ausscheidenden Finkelnburg.

Nicht nur die Erweiterungspläne des Kaiserlichen Gesundheitsamtes, noch manche andere Planung reifte in den Weihnachts- und Silvestertagen dieser Jahrzehnte. Am 24. Dezember 1888 schreibt Theodor Billroth in Wien in einem Brief an v. Winiwarter: „Ihre liebenswürdige Sendung für den Rudolfinerverein trifft mich ins Herz. Es fehlt nur noch wenig, um das ganze Project in idealer Gestaltung zur Ausführung zu bringen. Tausend Dank! Auch meine Klinik werde ich nach meinen Ideen neu bauen, dann auch das Club-Haus für die Gesellschaft der Ärzte. An dieser Rastlosigkeit werden Sie erkennen, daß ich wieder ganz gesund bin.“ Und ein Jahr später geht es um Einzelheiten der ihm versprochenen neuen Klinik. Wieder am 24. Dezember schreibt er an v. Gruber: „Ich kann mich in Betreff eines größeren, gemeinsamen Dormitoriums für die Wärterinnen nur dahin aussprechen, daß ich ein solches bei der Qualität unserer Wärterinnen entschieden für unzweckmäßig halte, sondern das ältere System vorziehe, nämlich: neben dem Krankensaal ein Zimmer für zwei Wärterinnen (der Raum durch eine Gardine getheilt). Wenn ich auch

nichts gegen die Verwendung von Schwestern in Spitälern habe, so sind sie auf einer Klinik, wie der meinigen, wo so colossale Ansprüche an die körperlichen Kräfte und die Ausdauer der Wärterinnen gemacht werden, absolut unmöglich. Ganz ohne zweiten Stock für Ärztewohnungen, Infectionszimmer etc. werden wir schwerlich auskommen. Ich stehe jeder Zeit zu Ihrer Disposition und bitte Sie, mich in dieser so wichtigen und für die Zukunft so bedeutungsvollen Angelegenheit nicht zu schonen." Die neue eigene Klinik blieb Zukunftshoffnung, aber das Rudolfinerhaus, ein Pavillon-Krankenhaus zur Pflegerinnenausbildung in Döbling, gewinnt Gestalt. In der Weihnachtszeit 1892 schreibt er aus Abbazia an Gersuny: „Wenn ich zurückkomme, werde ich doch noch wieder neue Anstrengungen machen, die 50—60 000 fl., die wir noch zur Vollendung des Rudolfinerhauses brauchen, aufzubringen. Ich habe folgenden Plan. W. v. G. schwärmt für Kinderspitäler. Giebt er uns 60 000 fl., so könnten wir einen kleinen Kinderpavillon (Abtheilung in dem Pavillon III. Cl.) mit 10 Freibetten für Kinder einrichten, ein Zimmer mit 6 Kinderbetten war ohnehin projectirt. Die Finanzirung ließe sich machen, wenn wir mit den anderen Freibetten sparsam umgehen. Überdenk Dir die Sache." An der Jahreswende des folgenden Jahres ist es wieder der Neubau der eigenen Klinik, der ihn bedrängt. Er antwortet am 1. Januar 1894 auf einen Neujahrsglückwunsch: „Was die 20 Jahre betrifft, so wäre mir das zu viel des Alters-Lebens. Ich wäre mit 2 Jahren recht zufrieden, damit ich meine neue Klinik fertig sehe. — Und dann! Nur kein längeres Siechthum; ich habe so wenig Geduld, es zu ertragen!" Und am folgenden Tag schreibt Billroth nach Heidelberg an Czerny: „Allem Anschein nach wird nun in diesem Jahre der Neubau meiner Klinik im I. Hof des allg. Krankenhauses beginnen. Bleibe ich am Leben, so werde ich die neue Klinik im Herbst 1895 eröffnen und mich dann im Lauf des Jahres 1896 vom Amt zurückziehen. Es ist mir aber bei meiner immer stärker hervortretenden Herzschwäche sehr zweifelhaft, ob ich das erlebe. Mir ist alles recht. Ich bin reisefertig." Er starb am 6. Februar in Abbazia. Die Klinik blieb ungebaut.

Die Zeit zwischen dem Weihnachtsabend und Neujahr, Tage des Planens und Entwerfens, Tage des Rückschauens und der Rechenschaft. Es ist kein Zufall, daß in Albert Schweitzers Bericht über seine ersten Jahre in Lambarene zwei Kapitel, Weihnachten 1914 und Weihnachten 1915 zu Papier gebracht sind. Es ist wenig von Weihnachten selber darin die Rede. Sie handeln von den Sorgen und Nöten der vorangehenden Monate, von der ungewissen Zukunft im Schatten des fernen Krieges. Weihnachten und Silvester 1930 bei Albert Schweitzer in Lambarene hat uns seine Mitarbeiterin Marie Woytt-Secretan geschildert. Doppelt schwer drückt die ärztliche Verantwortung, die es an den festlichen Tagen zu tragen gilt: „Wenige Tage vor Weihnachten kam ein Europäer mit seiner Frau von einem fernen Holzplatze im Spital an. Er war mit seinem Fuß unter das schwere Rad eines Traktors geraten. Seit vierundzwanzig Stunden war er unterwegs und hatte eine schwere Infektion. Würde es gelingen, den Fuß zu erhalten? Die Ärzte taten ihr Möglichstes, doch am ersten Weihnachtstage war der Zustand so ernst, daß sie nicht mehr zögern durften und nach längerer Beratung den schweren Entschluß zur sofortigen Amputation faßten. Die Operation eines Europäers in einer Kolonie ist ja etwas ganz anderes als in Europa, weil dort das Herz und der ganze Organisums schon durch das Klima sehr geschwächt sind. Am Mittag war das Schlimmste überstanden, und tags darauf durfte man hoffen, daß der Patient durchkommen würde. Nach sieben Wochen war er so weit geheilt, daß er mit seiner Frau das Schiff zur Heimreise nach Europa nehmen konnte.

Auch der Silvestertag verlief in diesem Jahre ernst und sorgenvoll. Am Morgen wurde ein Mann mit einem eingeklemmten Bruch gebracht. Zwei Tage lang hatten seine zwei Frauen und drei Söhne ihn im Kanu hergerudert. Die sofort vorgenommene Operation verlief gut. Staunend standen die drei Söhne vor dem großen Fenster des Operationssaales und sahen durch das Gitter zu, wie ihrem Vater der Bauch aufgeschnitten und wieder zugenäht wurde. Am Nachmittag fing das Herz plötzlich an auszusetzen und wurde immer schwächer. Beim Nachtessen

fehlte eine Schwester. Die Ärzte aßen rasch und gingen sogleich wieder hinunter, um das Äußerste zur Rettung des Kranken zu versuchen. Die übrigen Helferinnen saßen in gedrückter Stimmung zusammen. Da plötzlich hörten sie vom Spital herauf die Totenklage der beiden Frauen und der drei Söhne des Operierten. Grausig ertönte das laute Jammern und Klagen durch die Stille der Nacht. Müde und enttäuscht kamen dann die Ärzte und Schwestern herauf.
Bei einem Gläschen Glühwein, der zu einer Silvesterfeier gerichtet war, und gegenseitigen Erzählungen aus der fernen Heimat suchten sie das Schwere und Traurige hier etwas zu vergessen. Dr. Schweitzer hielt eine Rede mit dem Inhalt: «Ich danke euch allen, daß ihr hier seid, so wie ihr seid, mit allen euren Tugenden und allen euren Mucken.» Bald darauf gingen alle schlafen. Sie waren zu müde von den Anstrengungen des vergangenen Tages, und wer wußte, was der nächste bringen würde? Um Mitternacht ging Albert Schweitzer allein hinaus zur Glocke und läutete das Jahr 1931 ein."

Und noch eines Weihnachtsfestes sei gedacht, an dem es einem jungen Arzt und Theologen vergönnt war, körperliches und seelisches Leid zu lindern. Kurt Reuber aus Kassel, dessen Arbeit über „Die Ethik des heilenden Standes in Ordnungen des hessischen Medizinalwesens von 1564 bis 1830" im Jahr 1940 erschien, starb im Januar 1944, siebenunddreißigjährig, in russischer Kriegsgefangenschaft.
In den „Kriegsbriefen gefallener Studenten 1939—1945" sind die Briefe abgedruckt, die er vor zehn Jahren, Weihnachten und Silvester 1942, aus Stalingrad an die Seinen schrieb. Sie berichten, wie Reuber in Tagen, „angefüllt mit Waffenlärm und vieler ärztlicher Arbeit", jene Zeichnung schuf, die als „Madonna von Stalingrad" vielen seiner Kameraden Trost brachte in dunklen Weihnachtsstunden:
„Meine Lehmhöhle verwandelte sich in ein Atelier. Dieser einzige Raum, kein nötiger Abstand vom Bild möglich. Dazu mußte ich auf mein Bretterlager oder auf den Schemel steigen und von oben auf das Bild schauen. Dauerndes Anstoßen, Hinfallen, Verschwinden der Stifte in den Lehmspalten. Für die große Madonnenzeichnung keine rechte Unterlage. Nur ein schräggestellter, selbstgezimmerter Tisch, um den man sich herumquetschen mußte, mangelhaftes Material, als Papier eine russische Landkarte. Aber wenn ich sagen könnte, wie mich diese Arbeit an der Madonna ergriffen hat und wie ich ganz dabei war, wie mir alles als Entwurf für spätere Arbeiten vorschwebte! Die Zeichnung ist angelegt in großen Flächen, Formen und Linien, alles vereinfachend, in der Fläche bleibend, wie ein Fresko, zugleich aber Entwurf für eine Plastik . . . Das Bild ist so: Kind und Mutterkopf zueinandergeneigt, von einem Tuch umschlossen, Geborgenheit und Umschließung von Mutter und Kind. Mir kamen die johanneischen Worte: Licht, Leben, Liebe . . . Ich will noch etwas von der Aufnahme der Zeichnung sagen: Als ich nach altem Brauch die Weihnachtstür, die Lattentür unsere Bunkers, öffnete und die Kameraden eintraten, standen sie wie gebannt, andächtig und ergriffen, schweigend vor dem Bild an der Lehmwand, unter dem auf einem in die Lehmwand eingerammten Holzscheit ein Licht brannte. Die ganze Weihnachtsfeier stand unter der Wirkung des Bildes, und gedankenvoll lasen sie die Worte: Licht, Leben, Liebe."

Nebenstehendes Bild:
„Stalingrader Madonna" von Kurt Reuber

Aus Kurt Reuber „Antlitz und Gestalt". Kassel und Basel: Bärenreiter-Verlag 1951

WEIHNACHTEN IM KESSEL
1942
LICHT
LIEBE
FESTUNG STALINGRAD